Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 4 (1900)
Heft: 11

Artikel: Die Barettlitochter
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-573301

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

die Samenzapfen stehen: so recht ein Nadelholz in Eichenform! — Der eigentlichen Riesenbäume sind nur einzelne, keiner ist höher als 25 Meter. Wahrscheinlich setzt der steinige Grund dem Wurzelwachstum eine Grenze. Denn eine Tochter des Libanon bei Genf ist 37 Meter hoch geworden, und im Himalaya erhebt sich der Baum gar bis zu 50 Meter. — Unsere Abbildung zeigt den mächtigsten der Riesen, er mißt mit seinen vier Bruderstämmen 14 Meter im Umfang.

Die Cedern wurzeln inmitten des schroffen Bergabhanges auf einem von zwei Schluchten begrenzten Moränenhügel, richtiger, gleich der Stadt Rom, auf sieben kleinen Hügeln. Ein ungeheures, weites und wildes Amphitheater steigt im Rücken ringsum etwa 400 Meter in die Höhe. Droben aber blickt der tiefblaue Himmel über den da und dort schneebedeckten Rand des Kraters herein. Mitten drin in dem weltvergessenen Bergwäldchen steht ein maronitisches Kirchlein, eigentlich ein plumpes, viereckiges, innen kellerartiges Blockhaus, auf dessen Plattform außen eine halbverfallene Steintreppe hinaufführt.

Es fing zu dämmern an unter den Cedern, kein Ton unterbrach die Stille. Ich stieg zum Dache des Kirchleins empor. Auf dieser, den heimischen Rigi weit überragenden Höhe, in der köstlich klaren, ozonreichen Luft bietet sich eine herrliche Rundschau: zu Füßen das starre, und doch bis hoch hinauf mit grünen Terrassen gepanzerte, gewaltige Bergland des Libanon, dessen wildzerrissene Thalschluchten sich zum fernen Gestade hinabsenken; drunten aber, weit in der Runde, von Tripoli bis Beyrut, das Meer die Landschaft umsäumend, ein tiefblaues, sonnenbeglänztes, unendliches Band. Durch die dicht verschlungenen üppigen Zweige, von oben fast wie eine volle grüne Wiese anzuschauen, sah ich — wie durch einen breiten, lebendigen Rahmen — im fernen Westen, hinter Cypern, den goldenen Sonnenball in die Flut tauchen. Dann beginnt die bunte Farbensymphonie, die den wolkenlosen Himmel in glühenden Tinten aufleuchten läßt — und langsam ziehen in südlichem Glanze über den schweigenden Wipfeln die blinkenden Sterne herauf.

So vollzog sich dieses ewige Schauspiel, da Moses, da Christus, da Muhammed in diesen Gauen an der Wiege ihrer Religionen standen, so vollzog es sich, als in der Landschaft, die wir überblicken, Kreuzfahrer und Sarazenen sich einander um des Glaubens willen schlachteten, so wird es sich vollziehen, wenn einstmals eine neue Kultur diese herrlichen östlichen Länder wiederum erschließen sollte.

Wir hielten eine lange Nachtruhe in unsern behaglichen Zelten, hier unter dem herrlichen Baumdache. Selten nur in meinem Leben habe ich besser geschlafen, selten bin ich mit klarerern und reinerern Gedanken erwacht, als an jenem Morgen unter den Cedern des Libanon.

Drei Tage aber hatten wir zu reiten, über Stock und Stein, oftmals durch eine wild erhabene Landschaft, bis wir wieder zu unserem Hauptquartier, dem lieblichen Brumana, einer Hochwarte, 800 Meter über Beyrut, zurückgelangt waren.

Die Barettlitochter.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Boßhart**, Zürich.

I.

Wenn über dem Rhein eine Treibjagd die Wälder in Schrecken versetzt, sieht man nicht selten Hirsche und Rehe über den Strom setzen, als witterten sie am schweizerischen Ufer eine freiere Luft und mildere Gesetze. Wie das Wild thut, thaten oft in erregten Zeiten gehetzte Menschen, Vorkämpfer der Freiheit. So tauchten um die Mitte der dreißiger Jahre in der Schweiz einzeln und in Trüppchen hessische Gelehrte und Schriftsteller auf, die der heimischen Polizei oder den Kerkern entronnen waren und nun im fremden Lande eine Heimat suchten.

Die meisten von ihnen begaben sich auf dem raschesten Wege nach Zürich, dem Horte des Freisinns; einige aber entschlossen sich zu dem Umwege über Bern, denn dort wirkte damals als Universitätslehrer der Nassauer Ludwig Snell, eines der Häupter des schweizerischen Liberalismus und ein treuer Berater aller, die um der Freiheit willen litten.

An einem hellen Frühlingsmorgen des Jahres 1836 saß Ludwig Snell mit einem dieser Flüchtlinge auf der kleinen Schanze zu Bern. Er hatte den Jüngling, der wenig mehr als zwanzig Jahre zählen mochte, dort hinauf geführt, um ihm über die Giebel und den Rauch der Stadt weg das Alpengebirge zu zeigen, das, in seinen leuchtenden Silbermantel gehüllt, frostig und wild in den lauen Himmel hineinragte, der Milde von oben den Trotz von unten entgegensetzend. Der Anblick des rauhen, unwirtlichen Landes erzeugte im Geiste des Jünglings das Bild seiner lieblichen Heimat; er fing an, von dem zu reden, was ihm die Brust erfüllte, und bald vergaßen die beiden Männer nach dem Glanz des Schnees zu schauen, ihre Seelen und Gedanken waren dort, wo einst ihre Wiegen gestanden, bei ihrem Volke. Das Wort führte der Jüngling; er war trunken von der Schweizerluft, in der er einmal von seines Volkes Knechtung, von seinen Freunden, die in den Kerkern zu Friedberg hinsiechten, von seinen Enttäuschungen und gescheiterten Plänen reden konnte so laut er wollte. Ludwig Snell horchte ihm teilnehmend zu, denn die lebhaften Schilderungen weckten in ihm die

Erinnerung an die Verfolgungen, die auch ihm einst die Heimat zur Fremde gemacht. Die wilde Art des Jünglings freilich, sprach ihn, den Fünfzigjährigen, nicht mehr an, er hatte zu viel Erfahrung und Einblick in die Geschichte, um das Heil seines Vaterlandes von einem gewaltsamen Umsturze zu erwarten und mischte deshalb in die heftigen Töne seines Gastes hie und da eine milde Note, in die Blitze des Zornes einen Strahl der Hoffnung. So glichen die beiden Männer zwei Feuern, die nebeneinander brannten, der eine einem ruhigen, starken, der andere einem flackernden, das Eile hatte, sich zu verzehren.

Das Flackerfeuer war Georg Büchner, der Dichter von ‚Dantons Tod'. Er kam von Straßburg, wo er nach seiner Flucht aus Hessen sich eifrig praktischen Studien gewidmet hatte, und war nun im Begriff nach Zürich zu reisen, voll von litterarischen und wissenschaftlichen Plänen. Jetzt freilich dachte er nicht daran, er hatte sich in jene Stimmung hineingeredet, in der er sein Revolutionsdrama und den ‚hessischen Landboten' zu Papier geworfen, und was über seine Lippen floß, war ein wildes Freiheitslied. So bemerkten die beiden Männer die Flucht der Stunden so wenig wie ein Träumender, und sie hätten wohl noch lange fortgeredet, wenn nicht ein Bübchen von etwa 8 Jahren sich Snell genähert und halb dreist, halb verlegen gesagt hätte: „Ich habe Hunger!"

„Was hast du?" — „Hunger!"

„Ei! bist du's, Dietrich?" sagte der Professor, wie einer, der aus einem Traume erwacht und nun die Dinge um sich wieder erkennt; dabei schlug er sich mit den Fingerspitzen an die Stirne: „Ich hatte ganz vergessen, daß ich zu Tische geladen bin! Gelt, Dieter, ich bin ein böser Mann, daß ich dich hungern lasse? Hat dich der Vater geschickt?"

„Nein, ich bin von selber gekommen, ich habe euch am Morgen da hinaufsteigen sehen . . . ."

„Und wußtest, daß ich mich wieder vergessen würde! Du kennst deine Leute, kleiner Schelm! Nun aber will ich mich sputen, sonst falle ich bei dem hungrigen Dietrich von Bern in Ungnade. Sag', darf auch dieser Mann mitkommen? Hat die Mutter genug Suppe gekocht?"

„Das hat sie freilich, aber ist der da kein Böser? Er macht so große Augen, wenn er redet."

„Nein, er ist kein Böser!" rief Büchner, faßte den Kleinen an, küßte ihn auf die Stirne und hob ihn mit rüstigen Armen mehrmals hoch in die Luft.

„Er darf kommen!" rief Dietrich, „er ist ein Lustiger!"

„So geh' jetzt voraus und melde uns an!"

Und das Bübchen eilte den Hang hinunter, die Füße hoch aufwerfend.

„Kommen Sie," sagte Snell zu Büchner, „Sie werden in Fürsprech Keßler einen trefflichen Mann kennen lernen: er ist der Kopf der freisinnigen Partei dieser Stadt und, was ihn mir nicht minder schätzenswert macht, ein Geschichtsfreund, der sich in Berns Vergangenheit so gut zurechtfindet, wie in seinem eigenen Leben. Das Merkwürdigste aber ist, daß er einst ein geringes Bettelbübchen war."

„Das macht mir ihn wert, ehe ich ihn kenne!" sagte Büchner begeistert. „Ja, aus der Armut, aus den Hütten muß des Volkes Heil und Kraft kommen, die Paläste brüten nur Knechtschaft und Verderbtheit aus. Ich freue mich wie ein Kind, von nun an in einem Lande zu leben, wo ein Bettelkind sich zum Leiter des ganzen Volkes emporschwingen kann. Dies ist mein beständiger Traum: ein Staat, in dem jeder das werden kann, wozu ihn die Natur geschaffen!"

Er sprach es begeistert, um Snells Lippen aber spielte ein feines Lächeln. Der Dichter beobachtete es nicht und fuhr fort: „Ihr Freund muß mir sein Leben erzählen, ich möchte wissen, wie der Bettler über die Niedrigkeit emporwuchs."

„Er ist nicht redselig, wenn er von sich selber sprechen soll, ein Zug, der vielen Schweizern eigen ist. Aber versuchen Sie es immerhin. Und nun treten wir durch dieses Gartenpförtchen. Da steht unser Gastfreund schon, er hat uns den Tisch unter seiner Linde gedeckt, das ist freundlich."

Unter der Thüre seines Hauses stand ein schlanker, fast zart gebauter Mann, der einige Jahre jünger sein mochte als Snell. Dieser rief ihm, auf seinen Begleiter deutend, zu: „Ich komme spät, aber ich bringe Ihnen Georg Büchner".

„Friede dieser Hütte!" scherzte der Fürsprech, dem Jüngling die Rechte entgegenstreckend.

„Tod den Palästen!" antwortete der Dichter mit seinem Wahlspruch.

Man setzte sich unter das frische Laub des Lindenbaumes und bei dem einfachen, aber trefflich zubereiteten Mahle, erging sich das Wort in heiteren und ernsten Dingen. Der freundliche Wirt, vielleicht etwas von Neugierde getrieben, wendete sich mit Vorliebe an den Dichter, dessen Werke und Schicksale er kannte, und an dessen offenem Wesen er Wohlgefallen zu finden schien. Er selber sprach nicht viel, aber er besaß das Talent, die Unterhaltung, ohne viel dazu beizutragen, so zu lenken, wie er es wünschte, fast einzig mit dem Ausdruck seiner dunkeln Augen, die gutmütig und scharf zugleich und immer sprechend unter einer für den zierlichen Mann fast zu schweren Stirne hervorleuchteten.

Georg Büchner kam ganz in den Bann dieser seltsamen, ruhigen und doch nie ruhenden Augen. Hatte

er oben auf der Schanze seine Freiheitsdithyramben angestimmt, wie sie ihm natürlich aus der Brust strömten, so wurde er jetzt behutsam, denn jedesmal wenn seine Begeisterung ihren höchsten Flug wagte oder seine Gedanken, dichterische Form annehmend, auf das Fundament der Wirklichkeit verzichteten, kam in die Augen seines Wirtes ein leichter Zug von Ironie, etwas, das sagte: „Ich liebe Luftschlösser nicht, das Unmögliche ist Sache der Narren".

„Sein Geist steht dem meinigen gegenüber, wie ein Pol dem andern," sagte sich Büchner, „er kennt nur so viele Ideale, als sich verwirklichen lassen und schlägt keinen Weg ein, wenn er nicht mit dem Auge verfolgen kann, wohin er führt. Muß man so sein oder so werden, um in der Politik etwas zu gutem Ende zu führen?"

Und immer stärker wurde in dem Jüngling der Wunsch, von der Jugend dieses Mannes etwas zu hören; aber er wagte die Frage, die ihm auf der Zunge brannte, erst, als nach beendigter Mahlzeit die zwei älteren Herren im Behagen der Verdauung ihre Pfeife rauchten und von Zeit zu Zeit nach den fein geschliffenen Gläsern griffen, in denen grünlicher Ryfwein perlte und die durch das Laubwerk eindringenden Sonnenstrahlen zu einem lieblichen Farbenwunder brach.

„Wie ich an der Seite Ihres Freundes hieher schritt", sagte Büchner, einen günstigen Augenblick wahrnehmend, „habe ich vernommen, daß Sie einer von jenen Beneidenswerten sind, die alles der eigenen Kraft verdanken. Für uns Dichter ist der Einblick in merkwürdige Menschenschicksale das Brot, nach dem wir hungern: Sie würden mich daher glücklich machen, wenn Sie den Schleier Ihres Lebens vor meinen Augen ein wenig lüfteten! Erzählen Sie mir die Geschichte Ihrer Jugend und ich will gleich die Aufschrift dazu geben: ‚Aus der Kellerluft zu sonniger Höhe', oder wenn es Ihnen besser gefällt: ‚Aus eigener Kraft'!"

In die Augen des Advokaten trat der Ausdruck des Mißbehagens, aber er beherrschte sich und sagte in freundlichem Tone: „Ich weiß nicht, ob meine Lebensgeschichte für Sie nicht eine Enttäuschung wäre. Aus eigener Kraft! Wer kann genau sagen, durch welche Kräfte er ward? Ganz durch eigenes Vermögen hebt sich auch der Stärkste nicht: wir sind wie die Geschöpfe der Luft; diese ist unsichtbar, man fühlt sie kaum und denkt selten daran, aber ohne sie schwingt selbst der Adler sich nicht in seine sonnige Höhe."

„Erzählen Sie dennoch, etwas Lehrreiches wird für mich immer abfallen."

Der Fürsprech schüttelte den Kopf: „Ich räume nicht gerne alte Schränke aus, junger Freund, und nun gar nicht an einem Frühlingstag, da alles drängt, die Gegenwart zu erfassen".

Büchner schickte sich zu einem neuen Sturm an; Ludwig Snell aber, um der etwas peinlichen Lage ein Ende zu bereiten, zog aus der Rocktasche eine Zeitung hervor und sagte: „Wenn ein Rabe schreit, schreit immer ein zweiter mit: auch ich habe eine Bitte an Sie, lieber Freund! Ich meinte von der Geschichte Ihrer Vaterstadt durch Ihre Güte manches in mich aufgenommen zu haben und doch stoße ich immer wieder auf Rätsel. Helfen Sie mir aus meiner neuesten Not, indem Sie mir sagen, was eine Barettlitochter ist."

Dem Advokaten schien diese Wendung des Gespräches lieb zu sein und er antwortete scherzend: „Wüßte ich nicht, daß Ihr Geist zu ernst ist, um sich mit Heiratsplänen abzugeben, so würde ich Ihnen sagen: „Freien Sie keine Barettlitochter, das wird nie gut! Doch da ertappe ich mich auf einem Anachronismus! Es ist nämlich zu wissen, daß die Barettvermählungen der Vergangenheit angehören: als das alte Bern stürzte, hat es unter seinem Schutte gar manches begraben!"

„Ich bin noch nicht viel klüger geworden, verehrter Freund, nur das merke ich, daß die Barettlitöchter ihren Namen von der Kopfbedeckung der alten Ratsherren erhielten.

„Ja, es waren Mädchen, die ein Barett, das heißt einen Sitz im Rate der Zweihundert in die Ehe brachten und um dieser Mitgift willen heimgeführt wurden. Sie kennen die Zustände des alten Bern gut genug, um den Wert einer solchen Morgengabe in Zahlen und Münzen ausdrücken zu können."

„Sie trauen mir zu viel zu, verehrter Freund! Das freilich weiß ich, daß wer etwas gelten und zu einträglichen Posten und Aemtern gelangen wollte, einen Sitz im großen Rate haben mußte, daß ohne diesen ein klarer Kopf und ein gesunder Blick ebenso wenig nützten, wie eine rührige Hand und eine beredte Zunge. Ich kann mir leicht denken, daß für einen jungen, strebsamen Mann unter Umständen eine Barettheirat ein Handel war, nicht schlechter als mancher andere."

„Gewiß, man schätzte eine Barettlitochter auf 30,000 alte Bernpfunde, das Mädchen an sich nicht mitgerechnet," scherzte der Fürsprech Keßler und fuhr dann fort: „Nun ich aber Ihre Neugier gestillt habe, müssen Sie auch die meine befriedigen und mir verraten, durch welche alte Handschrift oder Chronik Sie auf das Thema der Barettlivermählungen geführt worden sind."

„Durch diese Eintagsfliege," entgegnete der Professor, die Zeitung, die er aus der Tasche gezogen, entfaltend; dann las er diese Worte: „Auf dem Rigiberge, wo sie zur Herstellung ihrer Gesundheit sich aufhielt, starb Frau von Galdi, eine große Wohlthäterin

DIE SCHWEIZ
11699
MEYER-CASSEL

der Armen und eine Freundin aller gemeinnützigen Bestrebungen. Die ältere Generation wird sich daran erinnern, daß sie die letzte Barettlitochter der alten Republik war; auch wird die seltsame Geschichte ihrer Verlobung und Trauung noch im Gedächtnis vieler sein. Die Erde sei ihr leicht."

Keßler war ernst geworden, und als Snell die Zeitung auf den Tisch legte, griff er danach und überflog die Zeilen, wie um sich zu vergewissern, daß es so stehe. Dann ließ er den Blick ins Weite gehen und sagte mehr zu sich, als zu den Gästen: „So ist die Gute tot. Alle gehen, die einem teuer sind und wir müssen in der Seele ein Bild ums andere mit einem Trauerflor umhängen, bis schließlich alles Gedenken und Rückwärtsschauen zur Elegie wird".

Der Professor wurde verlegen und sagte: „Ich konnte nicht wissen, daß ich eine Saite berührte, deren Zittern Ihnen wehe tut. Es ist . . . ."

„Machen Sie sich keine Vorwürfe! Sie haben nicht nur schmerzliche, sondern auch liebe Erinnerungen in mir wachgerufen, der Name Galdi klingt mir immer wie ein Segen. Es ist meine erste große Lebenserfahrung, die Sie in mir wieder lebendig gemacht haben, und mir ist, ich stehe wieder mitten in jenen bewegten Tagen, wo im Zusammenbruch einer alten Stadt zugleich so viel Lebensglück vernichtet und so viel Lebensglück gesäet wurde. Doch ich rede und Sie können mich nicht verstehen. Sie wünschen zu erfahren, was eine Barettlitochter ist; ich habe es Ihnen vorhin unvollkommen dargethan und will nun die Aufgabe gründlicher anfassen, indem ich Ihnen die Geschichte der letzten von allen erzähle, so wie sie mir im Gedächtnis geblieben ist, und wie ich mir die Dinge, die ich damals nicht begriff oder nicht erfuhr, später erklärt und zusammengereimt habe."

Er hielt die Hand eine geraume Weile vor das Gesicht, wie um die Bilder der Gegenwart zu verscheuchen und die Augen in einer längst hingegangenen Welt wieder zu öffnen, und begann dann also zu erzählen:

„Es war an einem Märztage, einige Wochen vor Ostern. Der Frühling hatte eben seinen Einzug gehalten, und der Sonnenschein flutete silbern unter dem Himmel hin und wallte blendend auf Land und Stadt herab. Auf dem Pflaster der Marktgasse faßte der Ostwind den ersten Staub des Jahres, spielte in seiner Weise damit und blies ihn übermütig in die Nüstern eines Esels, der beim Schützenbrunnen vor seinem Karren stand und sich die Sonne auf das struppige Fell scheinen ließ. Im Graben, der mitten durch die Straße lief, standen Knaben und Mädchen, Kinder ‚minderer' Leute, patschten im Wasser und kreischten und lachten und waren voll Uebermut, denn so hält es die Lust, welcher Gestalt sie auch sei: sie will sich Luft machen und muß schreien. Zuweilen verstummten die Lärmer und schauten neugierig nach den Bogengängen, die sich längs der Straße hinziehen, denn dort tauchten dann und wann bunte Gestalten auf, in alten, kriegerischen Trachten und verschwanden wieder in den Seitengassen oder hinter den Thüren der Zunfthäuser. Hatten sich die Kinder an dem Anblicke geweidet, so ließen sie ihre Lust wieder schreien und jedesmal lauter, denn die Männer mit den schimmernden Kleidern waren ihnen die Verkünder eines festlichen Umzuges und eines ergötzlichen Tages.

Waren die Kleinen in der Gasse vergnügt, so waren es die Krämer, die ihre Läden unter den Arkaden hatten, nicht minder, nur genossen sie ihr Behagen in Stille und Beschaulichkeit. Sie hatten ihre Stühle ans Fenster gerückt und guckten durch die Scheiben und drehten den Kopf etwa nach links und etwa nach rechts, ob nichts Ungewohntes und Buntscheckiges sich blicken lasse. Und zeigte sich dem Auge nichts, so überließen sie sich jener gedankenarmen Duselei, die zu langer oder zu kurzer Schlaf in ihnen zurückgelassen hatte, und mancher schloß zuweilen auf Augenblicke die Wimpern, meinend, er könne sie den Tag lang noch genug aufsperren.

An der ganzen Marktgasse kümmerte sich nur einer nicht um die Vorboten des Umzuges: der Esel. Er träumte in der Sonne ganz in sich versenkt und würdigte die gespreizten Gestalten, die langsam vorbeischritten und sich bewundern ließen, keines Blickes. Ein Geräusch weckte ihn auf; er spitzte die Ohren und drehte, freilich ohne Uebereilung, den Kopf nach dem Käfigthurm, durch dessen Thor ein seltsames Fuhrwerk langsam daherrollte: es war ein niedriger Wagen mit einer großen Kiste; davor humpelten drei Männer und eine Frau in blauen Kleidern und ersetzten das Zugvieh. Sie waren mit schweren Ketten an die Deichsel gefesselt und über ihre Schultern liefen Lederriemen, an denen sie zogen; um den Hals aber hatte man ihnen einen Eisenring gelegt, der hinten einen langen, in die Höhe ragenden Stiel, den ‚Gätzistiel' trug. Neben ihnen schritt ein Polizist, mit dem Säbel an der Seite und einem dienstfertigen Rohr in der Rechten und brachte Leben in das Gespann, wenn es in einen zu gemächlichen Gang geriet. Hinterdrein, wiederum unter der Aufsicht eines Wächters, kam ein halbes Dutzend Männer und Weiber, alle mit dem Ring um den Hals und dem ‚Gätzistiel' im Nacken. Sie führten Besen und Schaufeln in den Händen und fingen an, die Straße zu kehren. So nämlich hatten es die gnädigen Herren von Bern vor Jahrhunderten klüglich beschlossen und

seither getreulich gehalten: die Sträflinge oder Blauhäusler, wie man sie wegen der Farbe ihrer Kleidung nannte, sollten für die Reinlichkeit der Stadt sorgen und einer löblichen Bürgerschaft täglich vor Augen führen, wie unter einer weisen Regierung selbst die befleckteſten Hände der Sauberkeit dienen. Als ‚Zugvieh‘ verwendete man schwere Verbrecher, Brandstifter, Räuber und Todschläger, und schmiedete sie an Ketten zur Sicherheit der friedfertigen Bevölkerung, einer bildsamen Jugend aber zum Beispiel und Ergötzen.

Als das Fuhrwerk in die Nähe des Esels kam und dieser sah, wie der Polizist eben einem störrigen ‚Zugtier‘ das Rohr auf den Rücken fahren ließ, mochte der Anblick in ihm die Erinnerung an selbsterlebte Demütigungen und das Gefühl der Verwandtschaft mit dem Gemaßregelten erwecken, kurz, er fing an, seine Ohren zu schwenken und seine wehmütige Stimme erschallen zu lassen, wie um den Kameraden an der Kette zu trösten und ihm zu sagen: ‚du dauerst mich, Leidensbruder! Ertrag' dein Los wie unsereiner und sieh' mich an: auf meinem Rücken könntest du keinen Finger hinlegen, ohne eine Wunde, eine Narbe oder eine Beule zu berühren, und doch kann ich ebensowenig wie du aus der übeln Haut fahren! Das ist nun einmal unser beider Los!‘ Der Blauhäusler verstand ihn nicht, sah ihn vielleicht nicht einmal, denn er hatte sich das Umherschauen längst abgewöhnt und heftete den Blick stumpfsinnig auf den Boden.

Aechzend bog das Fuhrwerk um den Schützenbrunnen und näherte sich den Kindern, die nun angefangen hatten, sich mit Wasser zu bespritzen und dabei sich so trefflich unterhielten, daß sie den Blauhäuslerwagen schwerlich beachtet hätten, wäre nicht einer der Gespielen aus dem Graben gesprungen, einen gellenden Schrei ausstoßend, in dem Schreck und Freude zugleich klangen. Das Büblein mochte zwölf Jahre alt sein, war aber so schwächlich, daß es viel jünger aussah: Hunger und Entbehrung mochten es am Wachsen verhindert haben.

‚Vater, Vater!‘ rief der blasse Kleine und eilte auf einen der Sträflinge zu, der eben eine Schaufel voll Kehricht in die Kiste des Wagens warf.

Der Angerufene fuhr zusammen, legte hastig seine Schaufel nieder, griff nach dem unsaubern Knaben, der ihm in die Arme lief, und drückte ihn, sich bückend, an die Brust, etwa wie ein rechtschaffener Vater es auch gethan hätte. Der Kleine fing an zu weinen, und der Alte fragte mit halberstickter Stimme: ‚Was macht die Mutter daheim, Berni?‘

Der Knabe vermochte nicht zu antworten, so mächtig brach das Weh ihm aus der Brust.

Derweil waren die andern Kinder herbeigeeilt und hatten rasch begriffen, was vorging. ‚Dem sein Vater ist ein Blauhäusler!“ fing einer zu schreien an, und die andern stimmten lärmend einen alten Reim an:

‚Blauhäuslertuch und Gutzel und Gyl[1]),
Dein Aetti hat ein' Gätzistiel!‘

Der Gehöhnte machte sich von seinem Vater frei und fuhr auf die Schreier los, wurde aber mit Gelächter empfangen und mit Püffen zurückgetrieben; die Schimpfworte aber, die nun unbändig aus den jungen Kehlen flogen, füllten die Straße und lockten die Leute aus den Häusern.

Der Kleine, seine Ohnmacht einsehend, fing wieder laut zu weinen an und rief in flehentlichem Tone: ‚Vater, Vater!‘

Dem Sträfling wurde die Demütigung, die ihm und seinem Knaben auf offener Straße widerfuhr, zu stark, und er drang grimmig auf die Gassenjungen ein. Der Polizist aber versperrte ihm den Weg und schlug mit dem Stocke unbarmherzig auf die Hände, die sich nach der höhnenden Schar ausstreckten.

Die Jugend, sich unter dem Schutze der öffentlichen Gewalt fühlend, fing nun erst recht zu tollen und zu kreischen an, und da sie von allen Seiten Zuwachs erhielt, wußte sie bald des Uebermutes kein Ziel mehr, griff zum Straßenschmutz und bewarf damit Vater und Sohn.

‚Lauf' heim!‘ sagte endlich der Sträfling zu seinem Kinde, ‚und laß dich nie mehr sehen, wenn die Gassen gescheuert werden!‘ Das Büblein sah ihn flehentlich an und sagte halb leis: ‚Und du? Komm' auch mit, heim zur Mutter und zu Franzi!‘

Das Wort mochte dem Manne in die Seele schneiden; da er aber seinen Schmerz sich nicht wollte anmerken lassen, fuhr er den Armen mit barschem Worte und zorniger Geberde an: ‚Mach', daß du mir jetzt aus den Augen kommst, oder es setzt was!‘ Da drehte das Bübchen sich weg und schlich davon, einem Seitengäßchen zu. An der Ecke hielt es jedoch an, streckte den Kopf hervor und schaute nach dem Vater.

Der Blauhäuslerwagen setzte sich langsam wieder in Bewegung, die Polizisten trieben die Straßenjungen auseinander und hielten ihre Untergebenen zur Arbeit an. Der gedemütigte Vater aber ließ seine Schaufel liegen und brütete dumpf vor sich hin.

‚Heb' deine Schaufel auf!‘ schrie ihn einer der Polizisten an, ‚oder ich gerbe dir den Buckel, daß er blau wird, wie eine Zwetschge!‘

Da der Sträfling nicht auf die Drohung achtete, hob der andere den Stock in die Höhe und preßte zwischen den Zähnen hervor: ‚Bücke dich, oder ich schlage zu!‘

---

1) Gutzel und Gyl = Bettel.

‚Es ist himmelschreiend, mich so zu behandeln!‘ brach der Blauhäusler los. ‚Was hab' ich denn verbrochen?‘

‚Empört gegen die gnädigen Herren und Obern hast du dich!‘

‚Ich that's im Rausch! Und was hab' ich gesagt? Die Franken möchten kommen und den gnädigen Herren einmal die Perücken striegeln . . .‘

‚Und vor dem Rathaus eine Guillotine aufrichten!‘

‚Das hat man gelogen! Und wär's auch, sind die Franken denn deswegen gekommen? Und hat noch keiner der gnädigen Herren einen Rausch gehabt und ein unbedachtes Wort gesagt?‘

‚Ja, ja, der Wein lüpft den Deckel vom Herzen!‘

‚Es ist dennoch gelogen!‘

‚Hebe die Schaufel auf, oder . . . .‘

Der Polizist schlug nach dem Sträfling, der aber erfaßte den Stock mit raschem Griff, wand ihn dem Gegner aus der Hand und schleuderte ihn unter die Arkaden. Nun eilte der andere Polizist, der bis jetzt zugesehen hatte, herbei, faßte den Rebellen von hinten am ‚Gätzistiel‘ und riß und rüttelte ihn so zornmütig, daß dem Armen der Atem verging und er in die Knie sank.

‚Habt Erbarmen!‘ stöhnte er; die beiden Polizisten aber kühlten nun ihr Mütchen an ihm, und des einen Stock und des andern Stiefel und Fäuste meinten es recht unbarmherzig an jenem Tage.

Da hielt es der kleine Bernhard an seiner Mauerecke nicht mehr aus, er sprang herbei, warf sich über den am Boden liegenden Vater, um einen Teil der Schläge aufzufangen, und bald rann ihm das Blut aus Mund und Nase.

Das ‚Zugvieh‘ vor dem Wagen sah zu, rüttelte an den schweren Ketten und verdrehte die verwilderten Augen; die Krämer und Krämerinnen waren unter die Arkaden herausgetreten, und es hatte sich ein großer Kreis von Zuschauern gebildet, die über den rohen Auftritt murrten, in einer verborgenen Ecke ihres Herzens jedoch ein schüchternes Gefallen daran hatten, weil sie in ihrem dumpfen Dahinleben für jede Aufregung dankbar waren. Das hinderte sie einzuschreiten.

In die Flüche der Polizisten, das Gemurr des Volkes und das Gewimmer des Knaben mischte sich die klägliche Stimme des Esels; der schrie, daß die ganze Marktgasse gellte, als hätte er sich der entwürdigten Menschheit annehmen müssen.“

Während der Fürsprech so erzählte, fing seine Stimme leicht zu beben an und die Entrüstung klang aus seiner Rede. Jetzt hielt er inne, wie es schien, um ruhiger zu werden.

„Wenn man Sie hört,“ sagte Ludwig Snell, „möchte man glauben, Sie hätten den Auftritt miterlebt.“

„Sie haben mir das Wort von den Lippen genommen,“ rief Georg Büchner aus; „ich meine, eben eine kleine Rechnung gelöst zu haben und mache mich anheischig, den Blauhäusler und sein Bübchen beim Namen zu nennen!“

Der Erzähler stellte sich, als hörte er die Worte nicht; er zündete die Pfeife, die ihm in der Hand erloschen war, wieder an, that ein paar ruhige Züge und fuhr dann weiter: „Berni meinte schon unter den Stockschlägen und Fußtritten den Geist aufzugeben, als er eine Frauenstimme über sich hörte: ‚Laßt ab, ihr Unmenschen! Wollt ihr sie morden?‘

Die Polizisten hielten inne; Berni aber öffnete die Augen und sah empor: ein vornehmes Mädchen stand den Unholden gegenüber mit funkelnden Augen und bebenden Lippen. Goldrotes Haar umrahmte das schöne Antlitz wie ein Heiligenschein.

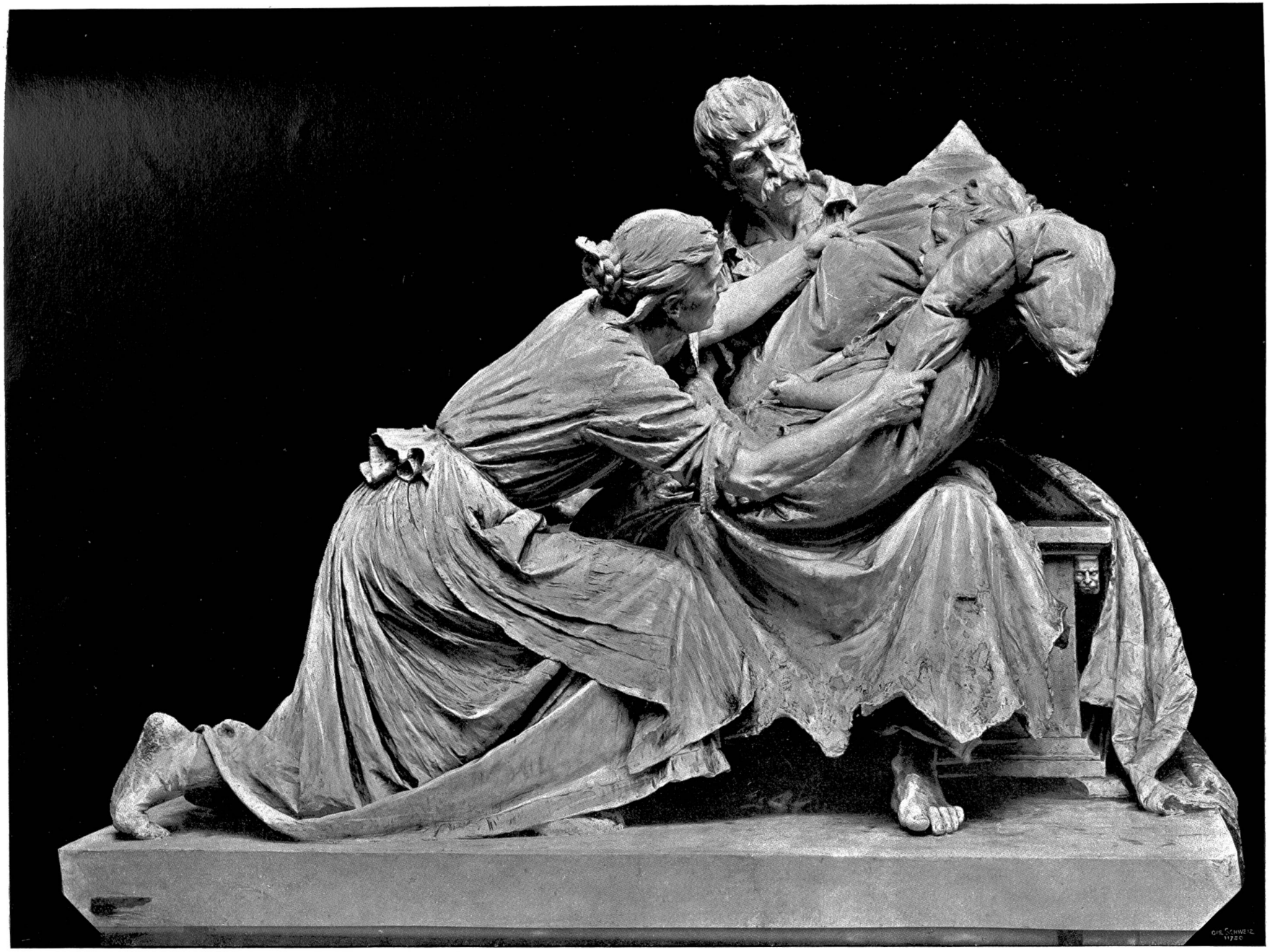
‚Helft dem Mann auf die Füße!‘ befahl sie, während sie sich zu dem Bübchen niederbeugte, es aufhob und mit dem Taschentuche das Blut aus seinem Gesichte wischte. ‚Haben sie dir weh gethan, armer Kleiner?‘ sagte sie zu ihm, liebreich wie eine Mutter.

In dem Augenblicke klangen Hufschläge die Gasse herauf, es entstand eine Bewegung unter dem Volke, und man rief: ‚Da kommt der Landvogt von Habsburg! Gebt Raum, ihr Weiber und Buben!‘

Einen Augenblick später stand Berni unter den dampfenden Nüstern eines Schimmels, der die Zähne am Gebiß wetzte und Fetzen milchweißen Schaumes auf sein armes Kittelchen warf, gleich Schneeflocken. Auf dem Pferde saß einer, gestaltet und angethan, wie Kinder sich die Könige vorstellen: ein Scharlachmantel wallte ihm in leuchtenden Falten von den Schultern bis zu den Sporen hinab, das Haupt deckte ein grauer Hut mit einem Busch weißer Federn. Schräg über die Stirne, sich zwischen den dunkeln Augenbrauen verlierend, lief ein roter Streifen, wie mit einem Pinsel gezogen: eine Narbe, die zu brennen schien. Das Gesicht war mager, mit scharfen Linien, starker Nase und trotzigem Kinn. Wie der Reiter das Fräulein erblickte, das sich mit Berni so liebreich abgab, flog eine Röte über sein kriegerisches Gesicht und mit leichtem Schwung setzte er vom Pferde. Nun erst sah man, wie hoch er war. Er lüftete den Hut, grüßte das Mädchen und sagte: ‚Es scheint hier etwas Unrechtes geschehen zu sein, kann ich Ihnen nützlich sein, Fräulein von Heideck?‘

‚Mir nicht, Herr von Galdi; wollen Sie aber etwas thun, so schützen Sie diesen Knaben und seinen Vater vor weiterer Mißhandlung.‘ Damit verneigte sie sich leicht und verschwand in der umstehenden Menge.

(Fortsetzung folgt).



Im Sterben.

Gruppe von Prof. Roth, München.

Phot. J. Meiner, Zürich.